

Alte Wurzeln, neue Heimat



Martin Lätzel

Alte Wurzeln, neue Heimat

Die Enkel der Flüchtlinge  
und Vertriebenen  
als Avantgarde Europas

Verlag Traugott Bautz GmbH  
Nordhausen 2015

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <<http://www.dnb.de>> abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH  
98734 Nordhausen 2015  
ISBN 978-3-95948-017-8

## **Inhaltsverzeichnis**

<i>Vor Wort</i> .....	6
<i>„Wir sind nicht von hier!“</i> .....	10
<i>Ich bin auch ein Vertriebener – Schlesien war nie mein..</i>	14
<i>Von Begriffen, Schärfentiefe und Verlust als Gewinn</i> .....	23
<i>Der Osten als Dreh- und Angelpunkt</i> .....	29
<i>Die Geschichte von Paul Lätzel aus dem Ziedertal - und was bleibt</i> .....	33
<i>Begegnungen mit der „Heimat“</i> .....	44
<i>Literarische Annäherung</i> .....	49
<i>Historische Gegenüberstellung: Ehrlicher Dialog statt Revanchismus</i> .....	61
<i>Fortdauernde Flüchtlingsexistenz</i> .....	76
<i>Das neue Europa</i> .....	83
<i>Unsere Verantwortung</i> .....	90
<i>Wir sind Kinder Europas</i> .....	98
<i>Nach Wort</i> .....	104

Ich bin auch ein Vertriebener, nirgendwo Gebliebener.  
Zuhause ist, wo man mich hört.

*Heinz Rudolf Kunze*

## *Vor Wort*

Beweg Dich nicht.

Bleib stehen.

Pass auf, dass dich niemand bemerkt.

Nur, wenn du nicht beachtet wirst, hast Du Deine Ruhe.

Ich weiß auch nicht, wer mir das alles eingetrichtert hat. Nichts ist bewusst gesagt, alles unbewusst gehört worden. Und ich habe mich danach gerichtet. Nicht auffallen, auf gar keinen Fall auffallen. Das war alles, was der Fall war. Weder in der Schule, noch auf der Straße, noch beim Sport. Das haben uns die Flüchtlinge und ihre Erfahrungen mit auf den Weg gegeben. Nein, nicht, dass wir selber derartige Erlebnisse gehabt hätten. Wir sind gut groß geworden, behütete Wirtschaftswunderkinder. Wir sind die Generation derer, die es einmal besser haben sollte. Ich bin der Stammhalter, also wollte ich die Ideale erfüllen, an die meine Eltern nicht gelangt sind, weil die Früchte für die kleinen Tiere viel zu hoch hingen. Weil sie Flüchtlinge und Vertriebene waren. Früher nannte man sie abschätzig die Polaken aus dem Osten. Sie kamen mit seltsamer Sprache, seltsamen Gebräuchen, seltsamen

Gerichten und Gerüchen. Die Wut der Davongekommenen richtete sich auf die, die angekommen waren. Von Schuld war keine Rede, nur vom Mythos, den Wiederaufbau und die Flüchtlingsströme bewältigt zu haben. Nur, wer sich unauffällig verhielt, konnte gewiss sein, die Heimat nicht ein zweites Mal zu verlieren. Aus Elblag wurde Espelkamp, Trebnitz schrieb man jetzt Trappenkamp und aus Waldenburg wurde Waldkraiburg. Die alten Straßennamen in den Siedlungen boten einen letzten Rest von Erinnerung. Man kam aus Breslau und wohnte jetzt im Insterburger Weg. Die Erinnerung wurde bagatellisiert und versteckt. Und wir, die wir nachgekommen waren, sollten die Lücke füllen, die entstanden war.

Merkst Du etwas? Das funktioniert nicht. Es kann nicht funktionieren. Man kann sich nicht verstecken und gleichzeitig groß rauskommen. Wir sind vererbte Flüchtlinge und Vertriebene und tragen ein Paket. Ich bin ein Versteckter und ein Erhoffter. Ich sollte nicht auffallen in der Schule, höchstens durch gute Noten. Auch das konnte nicht gut gehen. Wer gute Noten schreibt, ist ein Streber und wer ein Streber ist, steht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit einer Klasse. Wer kein Streber sein will, wird zum Clown, damit niemand merkt, dass er gute Noten schreiben kann. Wer nicht auffallen will, schreibt auch keine guten Noten und bleibt im Mittelmaß.

Wir wollten doch nicht auffallen, damit wir bleiben konnten. Wer nicht auffällt, hat auch keinen Erfolg. Ich steckte in einer Klemme. Versuchte ich, etwas zu erreichen, fiel ich auf. Versuchte ich mich zu verstecken, konnte ich nichts erreichen. Wir blieben in der Schwebe, auch wenn die Geschehnisse schon

Jahrzehnte zurücklagen. Wer so hin und her pendelt, findet keinen Ort auf der Welt. Und wer keinen Ort hat, der ist heimatlos. So wie ich. Meine Eltern haben ihre Heimat verloren und ich habe sie nicht wiedergefunden; weder ihre noch meine.

Wenn mich das Gefühl der Heimatlosigkeit überkam, bin auch ich geflüchtet. In mich, ganz alleine. Nur mit mir konnte ich mich sicher fühlen. Weder brauchte ich darauf zu achten, was die anderen von mir dachten, noch, was meine Eltern von mir wollten. Ich musste nur alleine mit mir sein. Und ich habe das schätzen gelernt, alleine mit mir zu sein. Da brauchte ich mich nicht zu verstecken, und ich musste auch keinen Erfolg vorweisen. Die einzigen Erfolge, die ich hatte, waren nur für mich. In der Zeit sind unzählige Bilder entstanden. Tagsüber, im Kunstraum, in den Pausen, abends in meinem Zimmer und immer in meinem Kopf. Am Wochenende, unter dem Pflaumenbaum im Garten. Ich habe die Zeichnungen nie verschenkt. Sie sind alle in einer Mappe gelandet, die nur für mich bestimmt war. Von Zeit zu Zeit habe ich in diese Mappe geschaut und mich über meine Bilder gefreut. Ich konnte etwas ausstellen, mich exponieren, etwas sein, ohne, dass es irgendjemand bemerkt hat. Ich fiel nicht auf und fand trotzdem Aufmerksamkeit - meine eigene. Ich wurde zu meiner eigenen Heimat und es war ein langer Weg, sich später zu befreien. Ganz gelungen ist mir das bis heute nicht.

Für den kleinen Jungen war es das Exil, die Rettung, der Schutz. Später wurde es zu einem Gefängnis. Ich habe an den Stäben gerüttelt, bis ich bemerkt wurde, bis ich bemerkt habe: Wir sind Flüchtlinge, wir sind Vertriebene geblieben, aber im Gepäck haben wir einen Schatz. Nicht nur die

Melancholie, die uns geblieben ist, weil wir wissen, dass alles von heute auf morgen vorbei sein kann. Wir haben einen Erfahrungsschatz, tragen eine Erzählung mit uns. Die wollen wir auspacken und wollen davon sprechen, weil wir uns befreien wollen und weil wir damit unseren Beitrag leisten können für die Zukunft Europas. Manchmal trägt die Erinnerung, manchmal sehe ich Bilder, die die Realität nie hergab. Aber alles fügt sich zueinander und wird hier erzählt, sei es erlebt, erdacht oder erdichtet.

Zum siebzigsten Mal jährte sich 2015 der Tag der Befreiung von der nationalsozialistischen Unrechtsdiktatur. Siebzig Jahre ist es her, dass die große Vertreibung in Ostpreußen, Schlesien und Pommern begann, eine immense Völkerverschiebung, deren Produkt ich bin.

## *„Wir sind nicht von hier!“*

Der Satz hat mich, gesagt oder unausgesprochen, durch meine ganze Kindheit hindurch begleitet. Hier, das war das Ruhrgebiet. Wir, das war meine Familie mit ihren Wurzeln in Schlesien. Ich war dazwischen, nicht nur, weil meine Mutter in Oberschlesien geboren ist und mein Vater in Niederschlesien. Wer sich ein bisschen damit beschäftigt hat, weiß, wie groß die Unterschiede sind.

Obwohl ich derart geprägt groß geworden bin, kam mir das Bekenntnis zu Flucht und Vertreibung schwer von den Lippen. Das lag zum einen daran, dass ich das Land östlich der Oder nur von einigen wenigen sepiafarbenen Postkarten und Fotos oder von großformatigen Erinnerungsgemälden her kannte. Dann wurde Schlesien in der ideologisch aufgeheizten Atmosphäre der späten 70er und der beginnenden 80er Jahre eher mit Revanchismus und Reaktion assoziiert, als mit Erinnerung und regionaler Identität. Die sogenannten Vertriebenenverbände taten mit ihren Sprüchen und Slogans ihr Übriges dazu. „Schlesien bleibt unser“ wurde propagiert in einer Zeit, da die Gegend zwischen Grünberg und Leobschütz schon längst von anderen Menschen in Besitz, ja gar in Eigentum genommen worden war. Wie Schlesien wieder unser werden konnte, sagte niemand genau, so als wolle man nur aus Prinzip den Anspruch aufrecht halten. Mit solchen Ansätzen wollte ich mich nicht identifizieren. Wer seinen Bezugspunkt in der Ferne pflegt, kann nie zuhause sein. Uns Nachgeborenen wurde eine schwere Last mit auf den Weg gegeben. Weder hegte ich persönlich irgendwelche Rachegefühle gegen Polen oder die Sowjetunion; ganz im Gegenteil, je

mehr die Funktionäre in der Öffentlichkeit auftrumpften, desto interessanter wurde für mich die Welt hinter dem Eisernen Vorhang. Sobald ich den Führerschein hätte, würde ich - das war meine feste Absicht - mindestens eine Tour durch die DDR machen, wenn nicht gar noch weiter über die Oder fahren. Mein Führerschein wurde ausgestellt am 2. Juni 1989, zur Tour durch die DDR kam es nicht mehr. Die Geschichte hatte mich überholt.

Auf die Frage nach meiner Herkunft habe ich stets mit einer verbalen Einschränkung geantwortet. Ich wäre aus Essen in Nordrhein-Westfalen, aber eigentlich käme ich ..., ja, woher? Da war eine Leerstelle in meiner Biografie, da gab es etwas, was mit dem Begriff Heimat titulierte war, aber keine Heimat war. Diese Heimatlosigkeit habe ich allerdings nie als Problem empfunden, eher als Gewinn. Bis heute kann ich mit der Stadt an der Ruhr keine echten heimatlichen Gefühle verbinden und das liegt nicht daran, dass ich seit vielen Jahren nicht mehr dort lebe. Ganz im Gegenteil. In der Distanz weiß ich vieles zu schätzen. Ich weiß viel über die wechselhafte und spannende Geschichte des Reviers, bin mehrfach begeistert durch warme und feuchte Flöze gekrochen und bei der Aktion zur Kulturhauptstadt „Ruhr 2010“ ganz stolz mit dem Fahrrad über den Ruhrschnellweg gefahren. Aber Heimat geht anders. Wie? Das wusste ich nicht.

Später, als Erwachsener, habe ich vieles von dem Verhalten meiner Eltern verstanden, konnte Bezüge zu ihrer Erfahrung von Flucht und Vertreibung und verlorener Heimat herstellen. Aber alles war defizitär. Man sprach von Verlust, von Trauer, vom Verloren-Sein. Erst später habe ich erkannt, wie privilegiert ich bin und welche Kostbarkeit die

Geschichte meiner Familie darstellt. Wir, die Generation der Enkel und Kinder von Flüchtlingen und Vertriebenen können die wahre Avantgarde des europäischen Kontinents sein. Wir sind dies mit den Kindern und Kindeskindern der sogenannten Gastarbeiter, aber das ist eine andere Geschichte, die noch erzählt werden muss. Wir sind die wahren Kinder und Zeugen für die Zukunft Europas.

Natürlich sind wir – die Geburtsjahrgänge von 1960 bis 1975 – in einer Gesellschaft groß geworden, die die europäische Einigung verhandelt und durchgeführt und gelebt hat. Natürlich wurden wir geprägt von Figuren wie Helmut Kohl, François Mitterand und Thaddäus Mazowiecki, Symbolfiguren des geeinten Europas. Das hat unsere Kindheit geprägt. Für uns sind offene Grenzen, der Euro, die Mehrsprachigkeit selbstverständlich geworden. Gerade in den Zeiten der Krise müssen wir feststellen, was uns Europa bedeutet. Mit Schmerzen muss ich, angesichts der vielen Krisen feststellen: Etwas anderes als die europäische Einheit kann ich mir nicht vorstellen. Wie soll ich heute noch meinen Kindern glaubhaft erklären, dass man früher an den Grenzen einen Ausweis vorzeigen musste? Dass man Geld umtauschte! Das nicht alle Länder, die wir heute besuchen können, uns freundlich gesinnt waren? Dass es Blöcke gab, die Waffen aufeinander gerichtet haben? Es bleibt zu hoffen, dass diese bitteren Zeiten nicht erneut über Europa hereinbrechen. Uns Kindern und Enkeln fehlt die schlimme physische Erfahrung von Flucht und Vertreibung. Wir mussten sie nicht erleiden, sondern sie wurde uns durch diejenigen, die sie mit sich tragen, unter Tränen erzählt.

Die Aufgabe unserer Generation besteht darin, Ideologien zu überwinden. Der Hamburger Volkskundler Albrecht Lehmann stellt in einer Untersuchung zu den Nachwirkungen von Flucht und Vertreibung fest, dass in den Generationen der 60er und 70er Jahre ein Bruch im historischen Bewusstsein entstanden ist. Kaum jemand vermag heute noch die Debatten zu verstehen, wie denn das Gebiet östlich der Oder historisch zu definieren und der Verlust endgültig oder vorübergehend sei.<sup>1</sup> Mit dem Wissen um die Herkunft unserer Eltern und Großeltern und mit dem Auftrag, den Heimatbegriff zu entideologisieren und zu europäisieren, nimmt unsere Generation eine Brückenfunktion zwischen den Generationen und zwischen den Völkern ein. Wir wissen, woher Europa kommt, was es ausmacht und wohin es nie wieder zurückkehren darf. Europa darf nie wieder nationalistisch werden, Europa darf sich nicht mehr in seine Einzelteile zersplittern. Vaterländer, wettet *Alexis Sorbas* fast prophetisch in Nikos Kazantzakis' gleichnamigem Roman, seien zum Teufel zu wünschen. Für Europa heißt das, noch viel stärker als bisher die Kraft seiner Regionen zu entdecken und transparent zu machen, dass Grenzen nie eindeutig und Kulturen ihr Verhältnis schon immer neu verhandeln mussten. Besonders im Osten, unserer Heimat.

## *Ich bin auch ein Vertriebener – Schlesien war nie mein*

Im Mai 1946 wurde die Familie meines Vaters, meine Großmutter mit ihren vier kleinen Kindern, aus ihrem Heimatdorf am Fuße des Riesengebirges vertrieben. Schon einige Zeit zuvor gab es Andeutungen, Hinweise auf die bevorstehende Aussiedlung. Der letzte verbliebene Weihbischof des katholischen Bistums Breslau eilte von Ort zu Ort, um Firmungen zu spenden, sodass die Kinder nicht ohne Gottessegnen die Reise in den Westen antreten mussten.

Meine Großmutter war alleinstehend, ihr Mann ohne Nachricht im Krieg geblieben, irgendwo in der russischen Weite vermisst. Der Offizier der Roten Armee, der bei der Familie seit Kriegsende einquartiert war, verhielt sich vorbildlich, schützte die Frau mit ihren Kindern. Aber die Verschiebung der Grenzen war in Moskau beschlossene Sache, die ersten polnischen Verwalter eingesetzt. Für meine Familie, seit über zweihundert Jahren am Fuße der Schneekoppe ansässig, bedeutet die Entscheidung eine Reise ins Ungewisse, eine existenzielle Katastrophe. Was jedoch in dieser Situation als Heimat empfunden wurde, war, über Generationen betrachtet, freilich eine Zwischenstation. Irgendwann in grauer Vorzeit gehörten meine Ahnen zur großen Verschiebemasse des Habsburger Reiches.

Lange waren die Waggons mit meinem Vater als Knirps 1946 unterwegs. Sie spuckten ihre Fracht in Niedersachsen aus, zunächst in einem Übergangslager in der Nähe von Buxtehude, bevor es an die Verteilung quer durchs Land ging. So fand sich die Familie, stockkatholisch, geprägt durch eine raue Gebirgsregion,

auf einmal auf dem platten niederdeutschen Land wieder.

Die Familie meines Vaters landete in der Wingst, im Landkreis Hadeln, dem heutigen Landkreis Cuxhaven. Die Gegend war eben, im Gegensatz zum Riesengebirge, die Leute waren Bauern, im Gegensatz zu den gewohnten Handwerkern, die Kirchen evangelisch und aus grobem Feldstein erbaut, im Gegensatz zur gewohnten barocken Pracht der katholischen Benediktinerabtei Grüssau an der Zieder. Die ersten Jahre wohnte man auf einem Bauernhof, dann in einer kleinen Wohnung. Die Kinder gingen zur Schule, zum Religionsunterricht, zur Ausbildung. Bis heute kann mein Vater plattdeutsch, aber heimisch wurde die Familie nicht. Wir haben lange Jahre geglaubt, meinem Vater müsste es am Meer und auf dem flachen Land in Norddeutschland gefallen, schließlich sei er in dieser Umgebung aufgewachsen. Mittlerweile wissen wir, dass er sich nur in den Bergen richtig wohlfühlt, so sehr haben ihn die ersten sieben Jahre seines Lebens geprägt.

Die Kinder wurden größer, bekamen eine Ausbildung und ihre Arbeit. Schließlich zog die gesamte Familie ins Ruhrgebiet. Durch etwas Lastenausgleich (der nach Grund und Boden berechnet wurde, nicht nach Immobilien – Handwerker konnten da schnell das Nachsehen haben) und die Arbeit späterer Generationen, besserte sich die Situation. Die Kindeskinde, die nach 1945 geboren wurden, waren, so wie ich, Essener, oder Braunschweiger oder Stuttgarter. Das Thema Schlesien blieb und bleibt bis heute in der Familie aktuell.

Schlesien war nie mein. Natürlich habe ich mich für die Herkunft meiner Eltern interessiert und natürlich fand ich es spannend, mir auszumalen, wie es

wohl wäre, wenn ich nicht in Essen, sondern Breslau geboren wäre? Wenn es mich überhaupt gegeben hätte, denn meine Eltern haben sich bei Treffen der katholischen schlesischen Jugend kennengelernt.

Viele Priester aus dem Erzbistum Breslau, der katholischen Kirche in Schlesien, die damals das gesamte Gebiet bis hin nach Görlitz und Hoyerswerda umfasste, begannen nach dem Krieg, ihre Gemeindemitglieder und die verstreut lebenden Mitglieder des Bistums wieder zu sammeln. Insbesondere mit den Jugendlichen versuchte man, die Erinnerung an die verlorene Heimat wachzuhalten, vor allem die Erinnerung an die religiösen Traditionen der verlorenen Heimat. Diese Treffen waren, soweit ich das später rekonstruieren konnte, weniger revanchistisch als vielmehr schlesisch-fromm ausgelegt (in der Tradition des Quickborn, einer der ersten christlichen Initiativen der Jugendbewegung, 1909 im schlesischen Neiße gegründet.). Man schätzte die Traditionen, man trauerte um Verlorenes, aber man war jung und schaute in die Zukunft in Münster, Wolfenbüttel oder Kiel. Zumal kirchliche Verantwortliche hüten wie „drieben“ sehr schnell um Dialog und Aussöhnung bemüht waren.

Doch das sind private Erfahrungen. Die Geschichte unserer Familie ist nichts Herausragendes. So oder so ähnlich sieht das biografische Schicksal vieler Kinder und Kindeskinde aus, die zwar im Westen geboren wurden, aber als Kind von Eltern, die aus dem Osten kamen und oft Schreckliches erlebt hatten. Die Nachgeborenen wurden geprägt durch die Erlebnisse der Flüchtlingsgeneration, mit ihrer Angst, abgelehnt zu werden, mit ihren Bildern von Tod, Zerstörung und Vergewaltigung. Sie sahen die Früchte der Aufbauarbeit mit dem Ziel, wieder zu ein bisschen Wohlstand und zu

einer eigenen Scholle zu kommen. Und nicht zuletzt, mit dem Bemühen, ihren kulturellen Eigenstand zu wahren und zu pflegen, gegen die Vorwürfe des Revanchismus und des Ewiggestrigen und gegen das Unverständnis derer, die schon immer im Rheinland, in Westfalen oder in Schwaben ansässig waren.

Über dem Sofa meiner Großmutter hing bis zu ihrem Tod ein großes Ölbild. Seitdem ich denken konnte, hat mich das Bild fasziniert. Da war zum einen dieser wulstige, mit reichlich Zierrat versehene Goldrahmen. Den Großteil des Bildes machte die Darstellung mehrerer Bäume aus, augenscheinlich ein Wald, durch den ein Weg führte. Ein Ausschnitt im Blattwerk ließ den Blick frei auf eine kleine Ansiedlung, die durch eine unproportional große Kirche beherrscht wurde. Genauso, wie mir das Bild vertraut war, wusste ich von Kindesbeinen an, was es darstellte: das Heimatdorf meines Vaters in Niederschlesien. Genauso präsent wie der Ort war mir der Umstand, dass meine Familie zwar von dort stammte, nun aber, zu meiner Kindheit, im Ruhrgebiet ansässig war. Von der Herkunft zeugten nur noch das Bild, die Erzählungen der Großen und die Tatsache, dass mein Vater als Schmied ausgebildet wurde, ich ihn aber nie mit einem Hufeisen am Amboss stehen sah. Dass er diesen Beruf erlernt hat, lag daran, dass im Riesengebirge die heimatliche Schmiede stand, zu der man ja, so das Verständnis, irgendwann einmal zurückkehren könnte.

Ich bin in den Siebzigerjahren groß geworden und habe, wie Heinz-Rudolf Kunze in seinem Lied *Vertriebener* sagt, *nie kapiert, woher ich stamm'*. Zu dieser Zeit wollte keiner mehr in den Osten zurückkehren, doch war der Osten immer präsent. Ich bin geprägt worden durch einen für mich abstrakten

Begriff von „Heimat“, die ganz weit weg lag, hinter einem eisernen Vorhang und dann noch hinter den Bergen. Die Prägung wurde noch dadurch verstärkt, dass meine Mutter aus Oberschlesien stammt, was zumindest einen kleinen landsmannschaftlichen Unterschied zu den Leuten aus Niederschlesien machte. Hier Industrieviertel, dort Rübezahl, dort Mohnkuchen, hier Annaberg.

Die Tatsache von Flucht und Vertreibung war für uns als Kinder immer aktuell. Für mich lagen Breslau, Warschau und Moskau näher als New York und London. Wurden wir in der Schule gefragt, welches unsere bevorzugten Reiseziele seien, so nannte ich eher Wolga und Don anstelle der Großen Seen oder des Mittelmeeres. Ich war innerlich ein Vertriebenenkind, kein Wunder, Kinder transportieren ihr Zuhause in Siegen und Niederlagen immer mit. Dies wiegt umso schwerer, wenn die Familie eine besondere Geschichte mit sich herum trägt. Das verbindet mich bis heute mit den Kindern der Flüchtlinge aus Syrien, aus Bosnien oder aus Westafrika.

Unser Herkunftsland war jederzeit Realität, so als lebten wir in zwei Ländern zugleich. Die Familie traf sich regelmäßig mit anderen Schlesiern, die ähnliche Geschichten wie meine Eltern erzählten. Sie stammten aus Trebnitz, Cosel, Hindenburg, Ortsnamen, die meinen Klassenkameraden so fremd waren wie Liaocheng oder Nilópolis. Ich wollte wissen, woher ich komme, wenn ich schon nicht genau wusste, wo ich war. Für meine Eltern ist das Ruhrgebiet nie zur wirklichen Heimat geworden. Immerhin hat uns die Wiedervereinigung nicht ganz so kalt erwischt, weil wir schon vorher wussten, dass die Welt hinter dem Point Alpha weiter reicht und dass Kreisau ein Gut in Schlesien ist.

Weder von meinen Eltern noch von der Großeltern-Generation, bekamen wir den „Schlesien-bleibt-unser-Revanchismus“ vermittelt. Sicher, man blieb der Heimat verbunden und beäugte die Brandtschen Ostverträge kritisch. Aber die Einbindung in konfessionelle Verbände und die Pflege religiöser Traditionen verhinderten eine reaktionäre Abdrift. Sobald es ging, wurden Verbindungen nach Słansk, wie Schlesien heute heißt, aufgenommen. Die Schicksale waren ähnlich. Die jetzigen Bewohner im Haus meiner Großeltern sind die Nachkommen ebenso furchtbar Vertriebener aus dem ehemaligen Ostpolen. Und am Rande der Hohen Tatra lebte nach 1946 immer noch ein Teil meiner Familie.

Das Ölbild über dem Sofa meiner Großmutter wurde für mich zu einem Sinnbild einer Wirklichkeit, die es für viele meiner Altersgenossen nicht gab. Sie war retrospektiv betrachtet eine Bereicherung und ist eine psychische Belastung bis heute. Die eigene Distanz, die sich zu der Fragestellung eine Zeit lang entwickelte, war deshalb normal, weil sie mit dem Abnabelungsprozess aus dem Elternhaus einherging. Die Annäherung gelang durch die eigene Auseinandersetzung und durch Bücher, Romane und historische Darstellungen.

Wo ist die Heimat der Nachgeborenen? Welchen Sinn hat die Erinnerung an Flucht und Vertreibung? Die beiden Fragen sind nicht voneinander zu trennen. Sie wirken über die Generationen derer hinaus, die Flucht und Vertreibung erleiden mussten. Wenn Heinz-Rudolf Kunze singt *Ich werd überall begraben sein*, dann beschreibt das eine Ortlosigkeit von vielen Menschen, die bis heute wirkt und, wer weiß, auch noch Auswirkungen auf die Kindeskinde haben wird.

Letztlich ist meine wahre Heimat Europa, geprägt bin ich durch den Strukturwandel im Ruhrgebiet und stolz auf Essen und die Ruhr2010. Seit fast fünfzehn Jahren wohne ich in Schleswig-Holstein. Meine Kinder sind hier geboren, und fast könnte ich das Land zwischen den Meeren als meine Heimat bezeichnen. Zumindest fühle ich mich hier zuhause. Allerdings versteht mein Vater aufgrund seiner Biografie besser plattdeutsch als ich. Wenn es in der Familie wirklich Kieler Sprotten gibt, dann sind das meine Kinder. Die wurden hier geboren und korrigieren meine manchmal recht lässige, durch die Schulzeit im Ruhrgebiet geprägte Aussprache. Das Ruhrgebiet und Schleswig-Holstein sind der Nahraum, die Region, in der ich verortet war und bin. Meine wirkliche Heimat und die meiner Generation ist unser Kontinent. Dieser Kontinent hat eine wechselvolle Geschichte und die Geschichte verpflichtet alle, die hier leben. Europa muss kennzeichnen, dass es kein Ort für Vertreibungen mehr sein darf und dass es Platz bietet für Flüchtlinge jedweder Art. Neben der psychischen Belastung ist die familiäre Erfahrung von Flucht und Vertreibung als heilsame und darin bereichernde Erfahrung zu sehen, wohin skrupellose Machtpolitik, diktatorische Regime und Verletzung der Menschenwürde führen können. Wir sind Kinder Europas - weil wir Flüchtlingskinder sind.

Das Grundgefühl bleibt die Angst. Die Angst, die die Flüchtlinge und Vertriebenen verspürt haben, trugen sie das ganze Leben mit sich herum. Die Angst machte vor der nächsten Generation nicht halt. Vor dem Hintergrund der Erzählungen in unserer Familie lief es mir bei jedem Probelauf einer Sirene kalt den Rücken hinunter. Das Gefühl ist geblieben. Bis heute. Unser Erbe

wiegt schwer. Ich wusste ja, was Krieg bringen konnte. Albrecht Lehmann hat in seiner bereits erwähnten empirischen Untersuchung genau dies Gefühl weit verbreitet vorgefunden. „So ist nicht Heimweh zur ‚Erbkrankheit‘ geworden, wie es sich manche unserer Heimatpädagogen und Vertriebenen-Politiker gewünscht hätten, sondern Kriegsangst.“<sup>2</sup> Diese Angst ist mir bekannt und bewusst und hat dazu geführt, dass ich mich einer friedlichen Konfliktlösung überall auf der Welt verpflichtet fühle.

Unter den ersten Siedlern im Osten kursierte das Sprichwort: Der Vater findet den Tod, der Sohn hat noch Not, erst der Enkel hat das Brot. Dieser Satz, den Menschen mitgegeben, die in der Hoffnung auf ein gutes Leben gen Osten zogen, gilt in ähnlicher Weise für die Männer und Frauen, die notgedrungen nach dem Zweiten Weltkrieg den Rückzug antreten mussten. Die Generation der Väter und Mütter war die Generation, die in der Mehrzahl Hitler mit an die Macht gewählt hatten und die – wenn man so will – die Lasten eines unbarmherzigen Regimes und ihres unterstützenden tragen mussten. Diejenigen, die um die Jahrhundertwende geboren wurden, ließen ihr Leben als Soldaten im Krieg oder gerieten im Bombenhagel der Städte und auf der Flucht in Todesgefahr. Die Kinder, also diejenigen, die zum kämpfen zu jung waren oder nach dem Krieg geboren wurden, die Geburtsjahrgänge zwischen 1932 und 1955 wurden in die Not hinein geboren. Krieg und Vertreibung, Zerstörung und Hungerwinter brachten sie um die Kindheit. Die Enkelgeneration, also diejenigen, die nach 1960 geboren worden sind und deren Eltern als Kinder Flucht und Vertreibung miterlebt hatten, labten sich nicht nur am

Brot des Wirtschaftswunders. Sie haben sogar geistige Nahrung. Ihr Brot ist die Erfahrung ihrer Familien, ihr Brot ist das Wissen um die Geschichte der Länder in Ost und West, seine Sprachen und Kulturen. Das Brot, das sie aßen, war Schwarzbrot, man konnte sich an ihm die Zähne ausbeißen. Aber es war ein Lebensmittel, das diese Generation mitbekommen hat. Es nährt nicht nur ihr individuelles Leben, sondern es nährt darüber hinaus die kollektive europäische Idee.